

Anastasia

Ein Bericht von unserem Projekt in Saporischja, Ukraine

von Raphael Hoensbroech

September 2008

Anastasia hat etwas Besonderes.. Ihr Lächeln ist gütig und gelöst, als habe sie zu etwas Befreiendem gefunden. „Mein neues Leben hat angefangen, als ich die Brüder kennenlernte. Es ist wie eine zweite Geburt“, sagt sie lächelnd. In ihrem Gesicht sieht man die Zeichen der Zeit, aber auch alte Verletzungen. Es ging ihr nicht immer so gut – und es ist auch heute nicht alles in Ordnung.

Anastasia ist 56 Jahre alt und lebt in Saporischja, Ukraine. Während der Zeit des Kommunismus hatte sie als Militär-Ingenieurin ein geregelteres Einkommen und engagierte sich als Kreistagsabgeordnete. Nach dem Zerfall der Sowjetunion gründete sie zusammen mit Ihrem Mann ein Unternehmen, das Autowerkstätten betrieb und erfolgreich wuchs. Die sprachbegabte Tochter Irina ging auf die englischsprachige Schule und alles schien sich gut zu entwickeln. Selbst als ihre Ehe kaputt ging, war Anastasia noch voller Hoffnung, dass sie mit Betrieb und Tochter auch alleine zu Recht komme. Doch sie irrte nicht nur; es kam alles viel schlimmer, als sie sich je hätte vorstellen können!

An einem Tag im Sommer 1993 fand Anastasia heraus, dass ihre 14jährige Tochter Drogen nahm und ging mit ihr zum Psychologen. Nach einigen Monaten jedoch fing Irina an sich zu weigern. „Vergessen Sie Ihre Tochter“, riet ihr der Psychologe damals, „leben Sie Ihr eigenes Leben.“ Doch Anastasia wollte nicht aufgeben, schon gar nicht ihre Tochter. Sie gab ihre Arbeit auf, verkaufte das Geschäft und investierte in Irina. Als alles durchgebracht war, fing Irina an ihre Mutter zu betrügen. Stück für Stück verkaufte sie hinter ihrem Rücken alles, was die Mutter noch besaß, um ihre Sucht zu finanzieren. Anastasia wusste sich nicht zu helfen und schloss ihre Tochter ein. Doch Irina wehrte sich, schrie ihre Mutter an und begann sie zu schlagen.

Dann wurde Irina Prostituierte, brachte fremde Männer mit nach Hause, wurde misshandelt und ausgeraubt. Abwechselnd kam sie in Konflikt mit dem kriminellen Milieu, in das sie abgerutscht war, und mit der Polizei. Die Mutter hielt es nicht mehr aus und verließ die gemeinsame Wohnung. Irina bekam Probleme mit den Venen und musste operiert werden. Schließlich bekam sie Aids.

Zweimal ging Irina ins Ausland, arbeitete als Striptease-Tänzerin in Spanien und Griechenland unter falscher Identität. Zweimal wurde sie ausgewiesen. Die psychischen Probleme konnte sie nicht mehr alleine bewältigen und kam zur Mutter zurück. In hysterischen Anfällen schrie sie Anastasia an, schlug und kratzte sie bis zur Entstellung. Anastasia war isoliert, fand keine Arbeit mehr. „Wir haben hier keinen Platz für Aussätzige“, bekam sie zur Antwort, nachdem sie kurzzeitig bei einem Waggonbau-Unternehmen untergekommen war und wurde fristlos entlassen. Sie war am Boden, erhielt keinerlei Unterstützung und quälte sich auch noch mit dem Gedanken, versagt zu haben.

Vor sechs Jahren schließlich hatte Anastasia plötzlich das Gefühl, Gott würde sich ihrer erbarmen. Sie war immer Atheistin gewesen, hatte nie auf Gott gehofft oder gar an ihn geglaubt. In diesen Tagen wurde eine katholische Kirche gebaut; nicht weit von ihrer

Wohnung. Die Tochter machte selbst den Vorschlag: „Lass uns da mal hingehen.“ Zunächst genossen Mutter und Tochter die Ruhe dieser Oase inmitten der lärmenden Großstadt: Hier war kein Schreien, keine laute Musik und keine Hektik. Ordensschwestern hatten ihnen praktische Hilfe angeboten, sie medizinisch versorgt, sogar Lebensmittel gebracht und bei ihnen zu Hause gekocht. Einmal ging Anastasia in die Morgenmesse und wandte sich an Gott um Hilfe. Nach der Messe sprach sie Pfarrer Jan an, der die Kirche von Polen aus gebaut hatte. „Albertiner-Brüder aus Krakau sind in die Stadt gekommen, um eine Armenküche aufzumachen. Gehen Sie doch dort einmal hin“, empfahl ihr der Priester.

Es sind vor allem die Butterbrote, an die sie sich erinnert, als sie dort das erste Mal zum Tee eingeladen wurde. „Nehmen sie doch“, sagte ein Bruder. „Nein, ich habe schon drei gegessen“, antwortete Anastasia verschämt. Auch die Herzlichkeit, Bescheidenheit und Offenheit der Brüder beeindruckten sie. Von nun an kam sie jeden Morgen zur Acht-Uhr-Messe. Schon früh um Sieben traf sie sich mit einer Bekannten, und zusammen marschierten sie zur Kirche, fröhlich die Mess-Lieder singend und Psalme sprechend. Die Brüder gaben ihr Kleidung, auch für Irina. Viermal in der Woche aß sie in der neuen Armenküche eine dicke Suppe, Brot und gesüßten Tee. Sie nahm an Exerzitien nach Ignatius von Loyola teil, wo sie auf ihr Leben wie in einem Spiegel blicken konnte. Fünfmal ist sie schon dort gewesen. Hier lernte sie ihre schwere Lebenssituation zu tragen und sich „richtig zum Leben zu verhalten“, wie sie heute sagt.

Vor vier Jahren schließlich geschah etwas, das Anastasia als „mystisches Ereignis“ beschreibt: Nach einem der üblichen Suchtanfälle hatte Irina wieder alles Schlechte auf die Mutter geladen und sie geschlagen. Früher hatte Anastasia sich gewehrt, hatte Widerstand geleistet und ihre Tochter zurückgeschlagen. Sie hatten sich gegenseitig angeschrien. Nun ertrug Anastasia, alles und betete. „Ich sollte es ihr nicht zurückgeben, sondern über Liebe Frieden erlangen.“ Sie flehte laut um Hilfe, doch Irina lachte sie aus: „Wo ist Dein Herr, warum hilft er Dir nicht?“ Irina saß ihrer Mutter gegenüber auf einem Stuhl und provozierte sie. Was würde passieren, wenn sie nun aufstünde und ihre Mutter wieder schlug? Doch plötzlich durchzog sie ein Gefühl der Lähmung; Irina konnte weder sprechen noch aufstehen. Wie an den Stuhl gefesselt saß sie da, machtlos zu ihrer Mutter durchzukommen. – Später sagte Irina: „Das kann nur Gott gewesen sein.“

Fortan gingen Mutter und Tochter gemeinsam zur Morgenmesse. Sie engagierten sich in der Küche und halfen beim Kochen und Austeilen des Essens. „Man muss anderen Liebe geben, dann kann man auch Liebe von anderen empfangen.“ Zuhause sei alles noch so negativ, aber bei der Arbeit mit den Brüdern tanke sie auf, sagt Anastasia.

Irina geht es heute deutlich besser, auch wenn längst nicht alles überstanden ist. Vor drei Jahren begann sie eine Anti-Aids-Therapie in Kiew. Vor zwei Jahren erlangte sie Invalidenstatus, was ihr staatliche Hilfe zusichert. Im Frühjahr 2008 begann sie schließlich mit einer Drogentherapie (Metadon). Irinas Verlangen nach anderen Drogen ist noch nicht vergangen, auch leidet sie unter Hörverlust und ihr Umgang mit Geld ist so stark gestört, dass sie zwanghaft jeden Griwna, der ihr in die Hände kommt, sofort ausgeben muss – und sei es „für überflüssiges Zeug“. Aber Tochter und Mutter haben beide einen neuen Umgang mit sich und ihrem Leben gefunden. Wenn Anastasia heute durch die Straßen geht und die

Kirchenlieder der Morgenmesse summt, wird sie beneidet. „Da beneide ich mich manchmal selbst“, sagt sie und lächelt.

Das alles erzählt uns Anastasia bei unserem Besuch in Saporischja im September 2008, in aller Offenheit und Ausführlichkeit. Es sei noch nicht lange her, seit sie so darüber reden könne. Warum es notwendig sei diese Küche weiter zu finanzieren, frage ich: „Die Leute wissen nicht an wen sie sich wenden sollen“, antwortet sie, „es gibt nichts anderes.“ Der Staat biete nichts dergleichen, vielleicht sei der noch zu jung. Die orthodoxe Kirche habe andere Schwerpunkte als die Hilfe für Bedürftige. „Es gibt nichts anderes“, wiederholt sie nochmals. Heute Mittag trägt Anastasia das Essen aus für Menschen, die aus gesundheitlichen Gründen nicht selbst zur Küche kommen können. Sie trägt einen auffallend strahlend weißen Wollpullover, ihre Hose ist elegant und pechschwarz. Beide Kleidungsstücke kommen aus der Kleiderkammer der Brüder. Das Weiss und das Schwarz symbolisieren ganz gut ihre heutige Situation.

Anastasias Schicksal ist nur eines unter den über 300 Bedürftigen, die hier viermal pro Woche eine dicke Suppe, Brot und gesüßten Tee erhalten. Ein Waschraum mit Dusche steht bereit, aus einer Kammer werden Kleiderspenden ausgegeben. Die Albertiner Brüder sind geduldig und ruhig, sie kennen viele ihrer Gäste mit Namen. Sie missionieren nicht aufdringlich, jeder ist hier willkommen. Manche stellen Fragen und erhalten Antworten. Andere nehmen einfach nur dankbar entgegen, was sie hier an Wärme und Herzlichkeit empfangen. Zwei Jugendliche zünden sich bereits die dritte Zigarette an, während sie auf einen Platz an einem der wenigen Esstische warten. Einer der Albertiner-Brüder geht zu ihnen und fordert sie zum Ballspiel auf, um die Wartezeit zu überbrücken. Dann spielt er mit ihnen auf dem Vorplatz der Kirche.

Kurzinfo: Die 2002 eröffnete Küche wird hauptsächlich von Spenden der Csilla von Boeselager Stiftung Osteuropahilfe finanziert. Die Kongregation der Albertiner-Brüder, hat keine eigenen Mittel. Vor Ort wird die Küche von Brat Euzbiusz geleitet. Er steht in engem Kontakt mit unserer Projektpatin Theresia von Keyserlingk, die das Projekt von Beginn an betreut hat. Die Gelder für das Projekt, ca. € 20.000 pro Jahr, werden hauptsächlich für Lebensmittel ausgegeben. Hin und wieder müssen aber auch notwendige Geräte für die Küche angeschafft werden. Benötigt werden Kleidung und Schuhe für die Obdachlosen.